

[24]

## Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

Max ging mit sich zu Rathe, ob es seine Pflicht sei den Betrüger zu entlarven, aber er sagte sich auch, daß er nichts habe, womit er gegen ihn auftreten könne, als seine Erinnerung, während der Abenteuer mit den vorzüglichsten Beweisen für seine Identität mit dem Baron Selzenberg ausgerüstet war. Er hatte Sorge getragen, ihm und dem Onkel diese Papiere bei einer passenden Gelegenheit vorzulegen. Waren diese Papiere gefälscht oder echt? Hatte er sich durch einen Betrug oder ein noch schwereres Verbrechen in deren Besitz gesetzt? — Was war aus dem wirklichen Baron Selzenberg geworden? — Auf alle diese Fragen hatte Max keine Antwort und weil er sie nicht hatte und in keiner Weise gegen den Pseudo-Baron aufzutreten vermochte, wollte er seine Frau und Martha mit diesen Dingen nicht auch noch beunruhigen und hielt sie geheim. Nur Gemeinschaft wollte er nicht mehr mit dem Abenteuer haben, vor allen Dingen aber erachtete er es als seine heiligste Pflicht, Eugenie zu bewahren, daß sie nicht mit hinabgerissen ward auf die abschüssige Bahn und zu dem Abgrunde, dem der Betrüger unfehlbar zusteuern mußte.

In den ersten Tagen gab Eugenie's Krankheit den unanfechtbaren Vorwand, die täglich sich erneuernden Besuche des Barons von ihr fern zu halten; als sie wieder hergestellt war, hatte Selzenberg anfänglich auch noch kein Arg daraus, daß er sie fast beständig in Malwine's oder der Baronin Gesellschaft fand und, er mochte es anstellen wie er wollte, es gelang ihm nicht, ein paar Minuten ungestört mit ihr allein zusammen zu sein. Oft fand er die Schwestern auch gar nicht zuhause und erhielt dann regelmäßig von den Diensthofen den Bescheid: „Herr und Madam Seidel haben die Wamsells abgeholt, wohin sie gefahren sind, wissen wir nicht.“

„Das hängt ja jetzt wie die Ketten zusammen,“ brummte der Baron nach solchen Abweisungen und stampfte mit dem Fuße, war aber um so eifriger bemüht, die Gunst der jungen Frau zu erwerben. Hier stieß er aber auf einen Widerstand, der seine Eitelkeit ebenso tief verletzte, wie er sich dadurch zähneknirschend in seinen Plänen gehindert sah. Malwine hatte eine Art und Weise, auf welche das Schiller'sche Wort anzuwenden war: „Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.“ Sie begegnete dem Baron mit ausgefuchter Höflichkeit, aber mit einer Glätte und Zurückhaltung, daß es ihm vorkam, als herrsche um sie die Atmosphäre des Nordpols, und er es bei aller Gewandtheit nicht dahin zu bringen vermochte, einen Besuch bei ihr über zehn Minuten auszubehnen. Häufig genug wurde er auch, immer unter artigen, aber trotzdem durchsichtigen Vorwänden abgewiesen.

Nun versuchte der Baron Max außer seinem Hause zu treffen und machte ihm dann freundschaftliche und scherzhafte Vorwürfe, daß man sich so selten sehe, er kam aber auch hier nicht zum Ziel; Selzenberg konnte zuletzt nicht anders, als aus dem Benehmen des Ehepaars den Schluß ziehen, daß man den Verkehr mit ihm ablehne und ihn absichtlich von Eugenie fern halten wollte. Er lachte spöttlich und ingrimmig, als er eines Tages wieder mit Max zusammengetroffen und in einer sehr frostigen Weise behandelt worden war. „Der Tropf scheint sich kostbar machen zu wollen,“ brummte er zwischen den Zähnen, „auch gut, ich brauche seine Freundschaft nicht. Aber hört mir meine Kreise nicht!“ fügte er drohend hinzu — „sonst! Nun, wir werden sehen, wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

12.

Die goldenen Strahlen eines schönen Sempertages fielen durch das von Weinlaub umzogene kleine Fenster eines niedrigen Stübchens, zeichneten das Blätterwerk auf dem reinlichen, mit weißem Sande bestreuten Fußboden ab und spielten auf dem bleichen, abgekehrten Gesichte eines Mannes, der mit geschlossenen

Augen auf dem Kissen des mit einem weiß und roth gewürfelten Ueberzug bezogenen Bettes lag, das beinahe die Hälfte des dürftig ausgestatteten Zimmers einnahm. Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Kranken, er schlug die Augen auf, blickte um sich und murmelte: „Allein, immer noch allein!“ So leise die Worte auch gewesen waren, das seine Ohr eines jungen Mädchens, das auf der hölzernen Bank hinter dem Ofen saß und Kartoffeln schälte, hatte sie doch vernommen. Sie stand auf, schüttelte die Schalen, die sie auf dem Schooße liegen gehabt, in einen auf dem Fußboden stehenden Korb, wusch die Hände an der Schürze ab und trat an das Bett. „Sie sind nicht allein, ich bin hier,“ sagte sie und glättete die Kissen, „ich weiche nicht von Ihnen, Sie können ganz ruhig sein.“

Ueber das Gesicht des Kranken flog ein wehmüthiges Lächeln; er nahm die braune und harte, aber wohlgebildete Hand des jungen Mädchens in die seinige und sagte mit matter Stimme: „Du bist sehr, sehr gut, Marie, ich weiß, was ich dir zu danken habe, ohne deine treue Pflege lebte ich nicht mehr.“

Ein heißes Roth verbreitete sich über das Gesicht, den Nacken und den Hals der hübschen schwarzäugigen Dirne, sie strich lieblosend über die abgekehrte Hand des Kranken und sagte dann in einem zärtlich vorwurfsvollen Ton: „Und doch können Sie die Zeit nicht erwarten, bis Sie wieder von uns fortkommen.“

„Bin ich nicht schon recht lange hier?“ war die leise Gegenfrage.

„Drei Wochen sind es heute, daß wir Sie für todt mit heimbrachten,“ erwiderte Marie, „acht Tage lagen Sie ganz ohne Bewußtsein —“

„Und acht Tage brauchte ich, ehe ich in stande war, die Feder zu führen und einen Brief zu schreiben,“ fiel der Kranke ein, „und nun sind wieder acht Tage vergangen, ohne daß ein Wensch sich um mich gekümmert hätte, hier liege ich hilflos, die Unruhe verzehrt mich und läßt mich nicht zu Kräften kommen. Marie, gib mir Papier und Feder, ich möchte noch einmal schreiben.“

„An wen?“

„An meine Braut, an —“

Ein finsterner und gleichzeitig schmerzlicher Ausdruck zeigte sich auf dem Gesichte des vielleicht achtzehnjährigen Mädchens, sie wandte sich ab, die weißen Zähne gruben sich scharf in die volle, kirschorthe Lippe, dann sagte sie in begütigendem Tone: „Haben Sie doch nur noch eine kleine Weile Geduld, meine Schwester ist ja eigens nach Dresden und Loschwitz gefahren, um sich zu erkundigen, sie muß heute zurückkommen, dann werden Sie ja hören, wie es steht.“

„Es muß ihr etwas zugestoßen sein!“ sagte der Kranke, „sonst wäre sie schon hier, aber warum schreibt Martha nicht?“

„Regen Sie sich nicht auf, Ihr Zieber kommt sonst wieder,“ bat das Mädchen, „ich will Ihnen einen frischen Trunk holen, der wird Ihnen gut thun.“

Sie ging in die kleine Küche, es schien ihr jedoch mehr darum zu thun, die Thränen, die ihr in die Augen getreten waren, mit dem Zipfel der Schürze zu trocknen, als dem Kranken den Labetrunk, nach dem er nicht verlangt hatte, zu bringen.

Drei Wochen war sie Tag und Nacht mit seiner Pflege beschäftigt. Sie las ihm jeden Wunsch von den Lippen, noch ehe er ihn ausgesprochen, sie bewachte seine Athembzüge ängstlicher als die Mutter die des schlafenden Säuglings, sie lebte nur für ihn und durch ihn, und er sah das alles nicht, hatte für sie nichts als kühle Dankbarkeit, dachte an nichts als an seine Braut. — O, das that wehe, sehr wehe! Immer reichlicher flossen Marie's Thränen, sie weinte sich in den Horn hinein, stampfte mit dem Fuße auf den Boden, preßte die Zähne



zusammen und sagte: „Mein ist er, sie soll ihn nicht haben, die schöne, reiche Dame, die alles hat, was ihr Herz begehrt; Gotte hat recht, sie brauch't nicht zu wissen, wo er ist, bis er sie vergessen hat.“

Dieser Gefühlsausbruch hatte ihr Herz erleichtert, ihr Zorn schwand, die Miene glättete sich, sie schob ins Zimmer zu dem Kranken zurück, der auch ruhiger geworden war.

Er rief sie zu sich und sagte sanft: „Verzeihe, gute Marie, ich quäle dich so viel.“

„O nein, nein,“ versicherte sie schnell wieder umgestimmt, „wenn wir Ihnen nur alles besser geben könnten, aber wir sind arme Schifferskente.“

„Ihr gebt mir mehr als der Reichsie geben könnte, ihr theilt mit mir, was ihr habt; meinst du, ich weiß es nicht, daß dein Schwager und deine Schwester mir ihre Stube eingeräumt haben und sich mit einer Kammer begnügen?“

„So schlimm ist's nicht,“ lachte sie, „der Gottlieb ist an dem Tage, nachdem wir Sie heimbrachten, mit dem Rahne nach Hamburg hinuntergefahren und kommt erst heim, wenn's einwintert; wäre er und der Christian daheim, so wäre es anders.“

„Wer ist Christian, dein Bruder?“

„Nicht doch,“ antwortete sie hastig und wurde roth, „er ist ein Schiffer, der mit meinem Schwager zusammen fährt, er ist's auch, der Sie aufgefischt hat.“

„Mein Lebensretter!“ seufzte der Kranke, „ich habe ihm noch nicht gedankt, ich weiß überhaupt noch gar nicht, wie es mit meiner Rettung zugegangen ist; erzähle es mir, Marie.“

„Ich weiß es ja selbst nicht recht, hab's auch nur vom Hörensagen,“ antwortete sie.

„Ach, du warst nicht dabei?“

„Nein, und ich danke Gott, daß ich's nicht war, ich hätte den Tod auf der Stelle gehabt,“ antwortete sie, „ich vergesse so den Schreck in meinem Leben nicht als wir in den Rahne stiegen und dort den todtten Menschen liegen sahen. Wir hatten nämlich an der Elbbrücke in Dresden auf den Rahne gewartet, der in der Nacht dort ankommen mußte. Gottlieb und Christian waren leer nach dem Steinbruch bei Pirna gefahren, wo sie Steine für Hamburg verladen wollten, und hatten mich und meine Schwester bis Dresden mitgenommen, wo wir eine Miethne haben, bei der wir blieben bis der Rahne zurückkam und uns wieder mitnahm.“

„Ich weiß,“ nickte der Kranke, „aber wie fanden Sie mich?“

„Es war eine pechfinstere Nacht,“ erzählte Marie weiter, „die Männer sagten, wenn sie nicht gewußt hätten, daß wir auf sie warteten, sie wären irgendwo liegen geblieben und hätten den Morgen abgewartet, denn man sah keine Hand vor Augen, und wären sie einem andern Rahne begegnet, sie hätten sicher zusammenstoßen müssen. Nun es kam keiner und es war Gottes Wille, daß sie unterwegs sein sollten.“

„Es war Gottes Wille, ich sollte nicht untergehen durch Mörderhand!“ stimmte der Zuhörer gerührt bei.

„Zwischen Poschwitz und Dresden, da, wo die Weiden am Ufer stehen,“ erzählte das Mädchen weiter, „hören die Männer mit einem male einen Schrei, als ob einem ein Leib angethan würde, sie legen die Ruder hin und horchen, aber es ist alles wieder still, und schon denken sie, sie haben sich geirrt und irgend ein Thier schreien hören, da klatscht vor ihnen ein Bündel ins Wasser. „Du,“ sagt Christian, „da haben sie einen in die Elbe geschmissen.“ „Nach,“ sagt er fort, „sagt mein Schwager,“ daß wir nichts mit den Gerichten zu thun kriegen,“ aber Christian ist schon ins Wasser gesprungen, greift um sich, erwischt das Bündel und reich't's meinem Schwager, der es denn auch aufnimmt. Sie knüpfen das Tuch auf und finden darin einen Menschen oder eigentlich eine Leiche, denn Sie lagen wie todt. Vor Schreck und Angst selber mehr todt wie lebendig ruderten dann die beiden aus Leibeskräften, daß sie nach Dresden kamen.“

„Warum ließen Sie mich nicht dort, man würde mich bald als den Professor Korte erkannt und nach meiner Wohnung geschafft haben,“ sagte Korte.

„Ja, warum? — weil sie nicht wußten, was sie thaten, und als wir dazu kamen, merkten wir denn bald, daß Sie nicht todt waren; wir brachten Sie wohl ins Leben, aber nicht zum Bewußtsein, und da wir auch keinen Rath hatten, was wir mit Ihnen beginnen sollten, nahmen wir Sie mit hierher.“

Marie machte sich so wahrheitsgetreu sie auch sonst die wunderbare Rettungsgeschichte des Professors erzählt haben mochte, doch in der letzteren Darstellung einer kleinen Abweichung von dem eigentlichen Sachverhalt schuldig. Die Schiffer hatten in dem gutgekleideten Herrn, bei dem sich eine wohlgefüllte Börse, eine goldene Uhr und ein werthvoller Ring am Finger fanden, sogleich noch Leben verspürt und ihn in der Abicht mit nach ihrer Wohnung in Weisß genommen, seine Angehörigen ausfindig zu machen und sich das Rettungswerk von diesen recht aufrichtig bezahlen zu lassen. Da sie am nächsten Tage mit ihrer Ladung weiter die Elbe hinunterfahren mußten, so hatten sie den beiden zurückbleibenden Frauen die Sorge für den Verunglückten und für den eigenen Vortheil überlassen müssen, diese hatten jedoch von einem Tage zum andern gezögert, sich nach den Verwandten des Geretteten zu erkundigen und diesen verborgen bei sich behalten. Das bleiche, von blondem Haar und blondem Bart eingerahmte, geistvolle Gesicht des Professors hatte auf das Schiffermädchen vom ersten Anblick an einen überwältigenden Eindruck gemacht, von dessen Natur sie sich allerdings keine Rechenschaft geben konnte. Wild und ungebunden aufgewachsen, gewohnt, ihren Launen die Zügel schießen zu lassen, hatte sie ihre Schwester bestimmt, den Fremden im Hause zu behalten und seine Anwesenheit so lange wie möglich zu verschweigen. Die Schifferfrau, die 15 Jahre älter war als ihre Schwester und sie aufgezogen hatte, konnte ihrem vergötterten Liebling nichts abschlagen, obgleich sie nicht recht zu begreifen vermochte, was diese an dem elenden, dem Tode verfallenen Menschen haben könnte, und that ihr den Willen. (Fortf. folgt.)

## „Friedel.“

### Eine Weihnachtserzählung.

Frei nach dem Englischen von  
Elise Reichmann.

Jahre waren seit der zuletzt erzählten Begebenheit verfloßen. Viermal hatte Friedel inzwischen jenen Lobgesang singen hören, der ihn stets an die Mutter mahnte, und wieder nahie das Geburtsfest des Herrn heran.

Wieses hatte sich während dieser Zeit in dem alten Hause geändert. Friedel war jetzt ein Knabe von zwölf Jahren, von zarter Gesundheit und nicht sehr groß für sein Alter, da sein körperliches Leiden sich eher verschlimmert als gebessert und ihn beständig im Wachstum zurückgehalten hatte. Weiter als je hörte man die vertrauten Freunde des Hauses untereinander sagen: „Ein beklagenswerthes Kind! Welch' eine Verschiedenheit zwischen ihm und seinem Bruder, — wie schade, daß nicht der kleine Georg der älteste Sohn ist!“

Dem Friedel hatte nun einen Bruder! einen kleinen Bürschchen von vier Jahren, der alle jene Vorzüge in sich vereinigte, die Frau Meidorff einst ihrem Stiefsohne gewünscht. Gesund und kräftig, mit langen goldenen Locken, die auf seine Schultern niederfielen, und wundervollen blauen Augen, die jeden erschrocken und vertrauensvoll anblickten, war der kleine Georg in der That ein bezauberndes Kind, das alle Herzen im Sturm gewann. Und er war so glücklich beanlaßt, daß alle Schmeichelei

und Verwöhnung, die ihm von Freunden und Bekannten, von den Eltern und der Dienerschaft theil wurden, nicht in Stande waren, seinen Charakter zu verderben. Jeder liebte ihn und er liebte alle wieder; die Person aber, der er nach seiner Mutter am meisten zugethan war, war Friedel, und dieser vergalt ihm seine Bärtlichkeit zehnfach. Nichts war zu gut, keine Mühe zu groß für seinen kleinen Bruder, und wenn sich dem älteren Knaben jemals der Kontrast zwischen ihnen beiden andrängte, so zeigte er dies doch nie durch Wort und Blick.

So allein, wie er in frühester Kindheit gewesen, ging er auch jetzt seinen Weg in dem großen Hause; die Liebe zu dem Bruder bildete das einzige Band, das ihn mit den Seinen verknüpfte. Denn obgleich seine Stiefmutter ihrem Entschlusse, ihn liebedoll zu behandeln, treu geblieben war, konnte sie doch nicht verhindern, daß ihre Freundlichkeit gegen ihn zuweilen etwas Erzwingenes hatte, und der feinführende Knabe fand das bald heraus und zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Zwischen ihm und ihr stand die Erinnerung an seine todtte Mutter! Nicht einen Augenblick war ihm das Versprechen, das er ihr einst gegeben, aus dem Gedächtniß geschwunden.

Zu seinem schönen, stattlichen Vater sah er mit scheuer Be-

trunberung auf; doch niemand in seiner Umgebung ahnte etwas von diesem Gefühl. In Gegenwart desselben war er schweigmäßig und linksch, und eine seiner lakonischen Bemerkungen konnte ihn für Wochen unglücklich machen. Friedel würde sich geschämt haben, zu lägen; wenn sein Vater jedoch in seiner kurzen, scharfen Weise eine Frage an ihn richtete, erichraf er, strotzte und zögerte mit der Antwort, daß es den Anschein gewann, als sinne er auf Ausflüchte, wovon er in Wahrheit weit entfernt war. Friedel wußte, daß dies Benehmen den Vater in seiner ungünstigen Meinung über ihn bestärken mußte; aber er konnte es nicht ändern. Und niemals kam es ihm in den Sinn, eine jener Bärtlichkeiten und Lieblosungen für sich in Anspruch zu nehmen, die seinem kleinen Bruder in so verächtlicher Weise zuteil wurden. Er selbst liebte Georg so zärtlich, daß es nur natürlich schien, wenn er auch seines Vaters Lieblich war.

In der That gehörte Herrn Mendorff's ganzes Herz seinem jüngsten Sohne! Er war stolz auf seine Schönheit, und des Kindes Vertraulichkeit und anscheinendes Wesen entzückten ihn. Sein Anblick weckte seine trüben Erinnerungen, wie der seines älteren Bruders, und er schraf nie, wie jener, vor seiner Annäherung zurück. Es beglückte ihn, wenn er morgens die kleinen Füße hinter sich hertrippeln hörte oder wenn der Kleine, froh der Wärterin entschließt zu sein, energisch an die Thür des Arbeitszimmers klopfte und Einlaß begehrte. Jedem andern würde er den Eintritt in dies Heiligthum streng gewehrt haben; aber der lieblichen Stimme und dem reizenden Gesichtchen dieses Eindringlings vermochte er nie zu widerstehen.

Am meisten aber erregte es ihn, daß der Knabe in jeder Hinsicht so muthig und furchtlos war; und es erregte ihm jedesmal ein schmerzliches Empfinden und forderte ihn zu Vergleichen zwischen den beiden Brüdern heraus, wenn er zu bemerken glaubte, daß gerade sein ältester Sohn diese Eigenschaften, die er besonders am Manne schätzte, nicht besaß.

Einst, an einem trüben Nachmittag zu Anfang des Dezember befaßl Herr Mendorff sein Pferd zu faheln. Er beabsichtigte für einige Tage nach der ziemlich weit entfernten Stadt zu reiten, und Friedel und Georg standen auf dem Hofe, um dem Vater Lebenswohl zu sagen. Der Knecht führte das Thier aus dem Stalle und wartete vor der Thüre auf seinen Herrn, nur mit Mühe den feurigen Hapsen zügelnd, der webernd den Kopf aufwari und ungeduldig mit den Hufen die Erde stampfte. In dem Augenblick, wo Herr Mendorff die Stufen hinabtritt, machte sich der kleine Georg los und lief mit dem Hute: „Georg will auch reiten, Papa!“ so dicht an das unruhige Thier heran, daß Friedel ihm erschrocken nacheilte und angstvoll rief: „Nimm dich in Acht, Georg!“

Ueber Herrn Mendorff's Gesicht flog bei dieser Warnung ein Zug leiser Verachtung. Er hob den jüngsten Knaben auf, küßte ihn und legte ihn wieder nieder mit den in bitterm Tone gesprochenen Worten: „Gott sei Dank, daß ich wenigstens ein Kind besitze, das nicht weiß, was Furcht ist!“ Dann hob er sich in den Sattel und sprengte mit kurzem Gruß davon.

Friedel stand unbeweglich an der Stelle, wo sein Vater ihn verlassen. Dunkle Röthe hatte sich bei der verletzenden Aeußerung desselben über sein Antlitz ergossen, aber kein Wort der Rechtfertigung; daß er sich Georg's, nicht seinemwegen geängstigt habe, war über seine Lippen gekommen. Der kleine Georg mochte fühlen, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei; vielleicht beunruhigte ihn auch nur der starre Ausdruck im Gesicht des älteren Knaben, denn er schlang zärtlich die Arme um ihn und bat: „Nicht traurig sein, lieber Bruder Friedel!“ und auf sein inständiges Bitten wurde es ihm gestattet, den Rest des Tages im Schulzimmer zuzubringen. „Vorausegesetzt, daß er dich nicht stört, lieber?“ setzte Frau Mendorff, der ebenio wie allen andern Personen im Hause Georg's Wünsche Geseß waren, fragend hinzu.

„Danke, nein, Mama; Georg stört mich nie,“ erwiderte Friedel ruhig und trug seinen Preis davon.

„Warum du zu Mutti immer sagst, „Mama?“ und nicht „Mutti,“ wie Georg?“ fragte der Kleine eifrig, als sie allein waren.

„Weil meine Mutter, meine eigene, wirkliche Mutter todt ist, Georg,“ war die traurige Antwort. „Ich kann keiner andern diesen Namen geben.“

„Armer, armer Friedel,“ und die kleine runde Hand streichelte sein Gesicht. „Ist todt die Mutter ein Engel nun?“

Friedel nickte schweigend.

„Und kann sie niemals lieb haben armen Bruder Friedel, und Fuß geben — so — und so und so —“ und der liebevolle kleine Dursche befehlte diese Worte mit zärtlichen Küßchen.

„Ich glaube, sie thut es zuweilen,“ war die träumerische Antwort, „aber nicht io, Georg, — nicht in dieser Weise.“

Der Kleine sah ihn nachdenklich an. „Georg mag viel lieber wirkliche Mutter haben, — wenn Mutti todt ist, will Georg auch sterben,“ murmelte er und fing gleich darauf io herzbrechend an zu schluchzen, daß Friedel alles aufbieten mußte, ihn zu beruhigen,

und sich nicht eher zufriedien gab, bis er des Kleinen Gesicht für alter Fröhlichkeit strahlen sah, und bis die Amme ihr Spiel unterbrach mit der Ankündigung:

„Es ist Zeit zu Bett zu gehen, junger Herr!“

Aber der „junge Herr“ wollte nichts davon hören und hat flehenlich nur noch um „ein einziges kleines Stündchen.“ Erst Friedel's Zureden gelang es, ihn füglamer zu machen. „Schlaf ichnell ein, Georg, dann ist der Morgen bald da.“

„Ja, und bringt den Papa wieder nachhause mit all' den schönen Sachen, die er für den Weihnachtsbaum eingekauft hat,“ fügte die Amme überredend hinzu. Diese letztere Aussicht überwältigte den Kleinen vollständig; er erlaubte gnädigt, daß man ihn zu Bett bringe und ließ sich lustig schwägend von Johanna fortführen.

Friedel blieb einsam in dem Zimmer zurück, das er seit dem Tode, da Johanna die Pflege des kleinen Georg übernommen, allein in dem Mittelbau des Schlosses bewohnte. Auf der einen Seite stießen an dasselbe die von seiner Mutter früher innegehabten Räume, auf der andern das Schulzimmer und, nur durch einen kleinen Vorraum von diesem getrennt, die Kinderstube und eine Reihe Fremdenzimmer, welche letzteren jedoch augenblicklich leer standen. Im oberen Stock schlief die Dienerschaft, die leicht durch einen im Vorzimmer befindlichen und mit allen Theilen des Schlosses verbundenen Glogenzug zu erreichen war. Friedel liebte diesen Raum sehr, der eine wunderbolle Aussicht auf den Park bot und ihm durch manche Erinnerung geheiligt war. Hier hatte er als Kind seinen größten Schmerz ausgegnet, hier auch die wenigen frohen Stunden genossen, die ihm das Leben gebracht.

Wehr wie sonst weilten heut seine Gedanken in der Vergangenheit. Die harte Bemerkung seines Vaters und das Gespräch mit Georg hatten sein Gemüth in Aufregung verberiet und es dauerte lange, ehe er Ruhe finden konnte. Als sich seine Augen endlich müde schlossen, war sein Schlaf unruhig und von wilden Träumen unterbrochen. Er sah Georg auf einem wilden Pferde dahinjrasen, einem Abgrunde entgegen! Er wollte ruhen, ihn warnen — aber kein Laut kam aus seiner Kehle, und mit einem Schrei des Entsetzens wachte er auf! Es währte geraume Zeit, ehe er sich besinnen konnte, wo er war; er lag eine Weile schwer athmend im Bett und hatte dabei die Empfindung, als fielen ein heller Lichtschein auf seine geschlossenen Augenlider. Selbstamerweise blieb dieier Eindruck auch, nachdem er sich auferichtet und die Augen geöffnet hatte. Das Zimmer war hell erleuchtet und doch brannte kein Licht darin; es konnte auch nicht der Schimmer der Morgenröthe sein, denn die Uhr an der Wand zeigte erst die zweite Stunde. Eine unheimliche Ahnung bemächtigte sich seiner; noch immer ganz benommen von der Wirkung des Traumes, stand er auf und zog den Vorhang vom Fenster zurück — allmächtiger Gott, Feuer! Das Schloß brannte! Der ganze westliche Flügel war in ein Lichtmeer getaucht, — züngelnde Flammen und dicke schwarze Rauchwolken drangen aus den Fenstern des Erdgeschosses hervor, in dem sich die sämtlichen Wirthschaftsräume befanden! Darüber lagen die Schlafzimmern von Herrn und Frau Mendorff!

Mit Grauen wurde sich der Knabe dieser Thatfache bewußt! Und der Vater nicht zuhause, und die Mama hatte einen so gesunden, festen Schlaf! Mein Gott, sollte io sein kindliches Gebet Erhörang finden? sollte jene Frau dort drüben auf io schauerliche Weise von dem Blase verdrängt werden, den er ihr nicht gönnt? Das hatte er nicht gewollt! Wie mit Flammenschritt fanden plötzlich die Worte des geliebten kleinen Bruders vor seiner Seele: „wenn die Mutter todt ist, will ich auch sterben,“ — und in wilder Hast stürzte er nach dem Vorzimmer und rief an der Klingel, daß sie laut durch das Haus gelle; dann eilte er, so schnell es ihm sein lahmer Fuß gestattete, den Korridor entlang nach dem westlichen Flügel des Schlosses. Rauch und heiße erstickende Luft drangen ihm an der Biegung von der nach unten führenden Treppe entgegen; aber noch vermochte er zu athmen und bis zur Thür des Schlafzimmers vorzudringen.

Wenige Augenblicke genügten, die Schlafzimmern zu wecken und von der Gefahr in Kenntniß zu setzen. Gleich darauf flog Frau Mendorff, von Friedel gefolgt, den langen Gang zurück. Die Hitze war inzwischen fast unerträglich geworden und der Qualm io dicht, daß sie nur blindlings ihren Weg verfolgen konnten.

„Friedel, sieh dich vor mein Kind!“ rief Frau Mendorff in der Nähe der Treppe und griff rückwärts nach seiner Hand, ihn zu führen. Aber schon war es zu spät! In der Dunkelheit war der Knabe zu sehr nach rechts getreten; er fühlte plötzlich den Boden unter sich schwinden, sein lahmer Fuß hinderte ihn, das Gleichgewicht wieder zu finden — und haltlos mit den Händen ins Leere greifend, stürzte er unter dem entsetzten Aufschrei der jungen Frau in die Tiefe! Bewegunglos blieb er am Fuße der Treppe liegen — innen und außen von wohlthätiger Nacht umhüllt! — — —

(Schluß folgt.)

## Bunte Zeitung.

\* **Ueber das Stammschloß des Hauses Nassau-Oranien** werden folgende historische Daten mitgeteilt: Das mittelalterliche Schloß Wanden auf einem steilen Berge an der Sauer ist die Wiege der Fürstenfamilie Oranien-Nassau. Der kürzlich verstorbene König der Niederlande, Wilhelm III., war der vierzehnte Abkömmling von dem Grafen Otto von Nassau, welcher die Wittve des mächtigen Grafen von Wanden, des letzten seines Stammes, heirathete. Das Haus Oranien-Nassau legte einen hohen Werth auf dieses mittelalterliche Dynastenschloß auf stolzer Bergeshöhe, pflegte dasselbe sorgfältig und bewohnte es zeitweise im Sommer bis zur französischen Revolution. Allein diese bereitete ihm, wie so vielen Altherwürdigen und Schönen, den Untergang. Napoleon hatte es einfach als Domäne eingezogen und schenkte es im Jahre 1810 dem Grafen Warboef, der jedoch auf dem Felzuge in Rußland ohne Erben starb. Das Schloß Wanden fiel also als Domäne an den Staat zurück. Im Jahre 1815 ging es aus dem Besitze Frankreichs wieder in den Besitz der Niederlande, und zwar des Hauses Oranien-Nassau, über. Wilhelm I., König von Holland, beabsichtigte zwar, das Schloß wieder herzustellen und es von neuem bewohnbar zu machen, gab aber den Gedanken auf, als ihm seine Architekten erklärten, daß diese Restauration mindestens eine Summe von 50-60,000 Franken erfordern würde. Der König beschloß nun, dieses Bergschloß, die Wiege seiner Ahnen, zu verkaufen, und trat es einem holländischen Oberbefehlshaber Namens Coster für 3200 holl. fl. käuflich ab. Dieser Coster ging sogleich an das Werk der Verwertung, d. h. der Verführung, ließ alle Dächer abtragen, alles Gebälk und sogar alles Holzgerüst der Säle und Zimmer abnehmen und verkaufte alles Eisenwerk, selbst das kunstreiche mittelalterliche Schmiedeeisen, nach dem Gewicht. Allein für die Nägel bezog er die Summe von ungefähr 1800 holl. fl. Dieser finanzielle Vandalismus jammerte zuletzt doch den König Wilhelm I., leider zu spät, und er kaufte von Coster fast nur das bloße Mauerwerk für 1100 holl. fl. zurück. Durch diesen Rückkauf ist zwar Schloß Wanden wieder in den königlich niederländischen Besitz gelangt, aber nur als Ruine.

\* **Gegenfeitige Geschenke.** Katharina II., Kaiserin von Rußland, sandte an Voltaire eine elfenbeinerne Dose, welche sie selbst gedreht hatte. Diese Dose gab Voltaire einen lustigen Gedanken ein: nachdem er von seiner Nichte einigen Unterricht im Stricken empfangen hatte, schickte er der Herrscherin als Gegengeschenk ein Paar weiße feine Strümpfe von ihm selbst gestrickt, begleitet von einem galanten gereimten Schreiben, worin er ihr zu wissen that: Nachdem er aus ihren schönen Händen eines Mannes Werk von einer Frau gefertigt erhalten hätte, hätte er Ihre Kaiserliche Majestät, die weibliche Arbeit, von Männerhänden geschaffen, gleichfalls anzunehmen.

\* **Die heirathslustigen Mädchen in Sante-Vienne,** so lesen wir in französischen Blättern, ziehen an gewissen Tagen in Prozession nach Saint-Juven-les-Combes, wo sie den heiligen Eutropius um einen guten Ehemann bitten. In der Nähe der dort befindlichen Kirche ist ein Kreuz errichtet, dieses umwallfahren sie in langem Zuge, und zuletzt bindet jedes Mädchen daran sein linkes Strümpfband. Das Kreuz soll meistens von Strümpfbändern so bedeckt sein, daß man kaum ein freies Pläschen daran findet.

\* **Ein würdiger Ortsvorstand.** Vor Erlassung der allgemeinen Polizei-Ordnung in Holstein machte der Staatsminister Wöfing einen Besuch in H. und besah an der Seite des Bürgermeisters die öffentlichen Anstalten. Auf der Straße vollführte die liebe Jugend des Städtchens einen solchen Lärm, daß Wöfing sich veranlaßt fand, den Herrn Bürgermeister zu fragen, wer denn hier die Polizei habe. „Die Polizei?“ erwiderte dieser verdutzt, „dat weet ic nich; aber de söttig Markt bev id dafür!“

\* **Vorsicht halber.** In einer Provinzialstadt ercheint am Postschalter ein junges Mädchen, schüchtern und erröthend dem diensthabenden Beamten die Frage vorlegend, ob vielleicht unter Schiffe A. B. 19 ein Brief postlagernd eingegangen sei. — „Geschäfts- oder Liebesbrief?“ fragt im Scherz der Beamte. — Tief erröthend erfolgt die Antwort: „Geschäftsbrief!“ — Da kein Brief vorzufinden ist, entsetzt sich das Fräulein, kehrt jedoch nach einiger Zeit zurück, klopft zögernd ans Fenster und fragt: „Ach, Herr Expeditor, würden Sie wohl die Güte haben, doch auch mal unter den Liebesbriefen nachzusehen?“

\* **Kaisershofblüthe.** Feldwebel: „Was sind Sie?“ — Einjähriger: „Mediziner.“ — Feldwebel: „Nun, die Cms'er Bazillen scheinen Sie auch nicht entdeckt zu haben.“

\* **Wichtige Adresse.** „Ich möchte wirklich einmal wissen, wie viel Vermögen ich besitze.“ — „Da brauchst du nur deinen Verehrer, den Assessor zu fragen, der bei euch im Hause verkehrt, — der kann's dir gewiß sagen!“

\* **Beim Wort genommen.** Gast: „Aber, Herr Wirtb, der Wein ist für den Preis doch wirklich zu theuer!“ — Wirtb: „Zu theuer, sagen Sie? Wissen Sie, wie viel ich bei jeder Flasche zuziehe?“ — Gast: „Zawohl — ein Viertelliter Wasser!“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Aus München meldet man uns: Die Wahl des Präsidenten der Kunstakademie von Berlin, Karl Vecker, zum Ehrenmitgliede der Münchener Kunstakademie, ist von dem Prinz-Regenten bestätigt worden.

b. Berlin, 20. Dez. Das „Deutsche Theater“ blüht in dieser Saison bereits auf so viele Siege zurück, daß es die kleine Schlappe vom vorgestrigen Abend leicht verwinden wird. Warum man freilich noch kurz vor dem Tannenbaumfest „Maria Stuart“ ausgrub, das ist ein schwer verständliches Direktionsgeheimniß. Das Trauerspiel Schillers steht im Repertoire zweier berliner Bühnen, die gerade für die Hauptrollen dieses Dramas geeignete Darsteller besitzen als das Theater des sonst so vorfichtigen Hrn. Arronge. Hervorragend gut wurde gestern nur der Burlesch von Hrn. Pohl gespielt; die Maria der Frau Beckner entbehrt der Kraft; Estimme und Geist sind zu mädchenhaft und greichenhaft für die Schottenkönigin; um Elisabeth war es noch wesentlich schlimmer bestellt und der neue Liebhaber, Hr. Barthel, erfüllte als Mortimer die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht. — Im Februar soll im königlichen Schauspielhaus „Der neue Herr“ von Karl v. Wildenbruch folgen. Der Kaiser interessiert sich persönlich für das Drama; er hat dem General-Intendanten aufgetragen, es wie eine Wagner-Oper in Bayreuth zu insceniren, und er will selbst den Hauptproben beiwohnen. — Mit Sullivan's Operette „Der Gondoliere“ hat das „Friedrich Wilhelmstädtische Theater“ gestern einen sehr freundlichen Weisnachsenerfolg erzielt. Der Text ist, wie in den meisten Werken des glücklichen Mitadokomponisten, von Gilbert verfaßt, und die geschickten Herren Zell und Genée haben ihn wirksam und flott überlegt. Der König von Barataria ist zum Indentum übergetreten; um den Kronprinzen seiner Weltgion zu erhalten, hat ihn die heilige Inquisition durch seine Amme entführen und bei einem venetianischen Gondoliere in Pflege geben lassen. Wie sein Kollege in Thule kommt auch der König von Barataria zum sterben und nun ist der Thronerbe nirgends zu finden. Er ist mit dem Sohn des Gondoliere aufgewachsen und der Vater selbst kann nun den eigenen Sprossen von dem seiner Obhut anvertrauten Dauphin nicht mehr unterscheiden. Einstweilen regieren nun beide Söhne abwechselnd, bis die Amme gefunden wird und dem echten König von Barataria und von Gottes Gnaden zu seinem Rechte verhilft. Diese arg burleske und recht dürftige „Handlung“ ist mit so viel feiner Satire — namentlich die heilige Inquisition kommt schlecht weg! — mit so glücklichem Witz ausgeputzt, daß man die Armseligkeit des Gerüstes kaum bemerkt. Sullivan's Musik, so selten sie auch im „Gondoliere“ einen Höhepunkt origineller Melodik erreicht, erhebt sich doch schon durch die orkestrische Feinheit weit über die übliche Operettenabgeschlossenheit. In munterer Darstellung gefiel die Novität; namentlich zündeten einige glänzende Couplets. Den höheren Anforderungen der Gesangskunst wurden die an Willkür und Genossen verdothenen Darsteller nur selten gerecht. Die beste Leistung bot Hr. Hanno als grotesker Großinquisitor.

— **Kleine Theater-Nachrichten.** Der Hofopernjänger Schloßler aus Koburg, welcher vor kurzem in Bayreuth vor Frau Wagner Probe gelungen hat, ist jetzt zur Mitwirkung an den Bühnenfestspielen im nächsten Sommer fest für dort engagirt worden. — Wie die „Post. Ztg.“ mittheilt, wird Hr. D' Otto Devrient in einer Schrift gegen den Generalintendanten Grafen Hochberg seine jah unterbrochene Thätigkeit als Direktor des königlichen Schauspielers zu rechtfertigen suchen.

Die „Wiener Abendpost“ ist ermächtigt, die Gerüchte, daß der Direktor des Koburg-Theaters, Burkhard, in nicht ferner Zeit zurücktreten werde, für vollkommen grundlos zu erklären. — Sir Arthur Sullivan's große Oper „Ivanhoe“ wird kurz nach Neujahr im londoner Savoy-Theater zur Aufführung gelangen. Es besteht die Absicht, die Oper jeden Tag zu geben, weshalb alle Rollen doppelt besetzt sind. Das nach Sir Walter Scott's gleichnamigem Roman verfaßte Libretto beginnt mit der Scene in der Halle Gedrics des Sachsen in Nothwood. Das Turnier, der Brand des Schlosses Torquione und das Verhör Rebekka's vor den Tempelrittern sind in die Oper aufgenommen worden. — H. K. Hofegger's Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts“ wurde vorgestern abend am Wiener Volks-Theater zum ersten male aufgeführt und hat nach einem Telegramm unseres dortigen Korrespondenten lebhaft angeprochen. Am meisten gefielen der zweite und dritte Aufzug; nach jedem Akt schloß erfolglos zahlreiche Hervorrufe. Die Darstellung war eine vorzügliche.